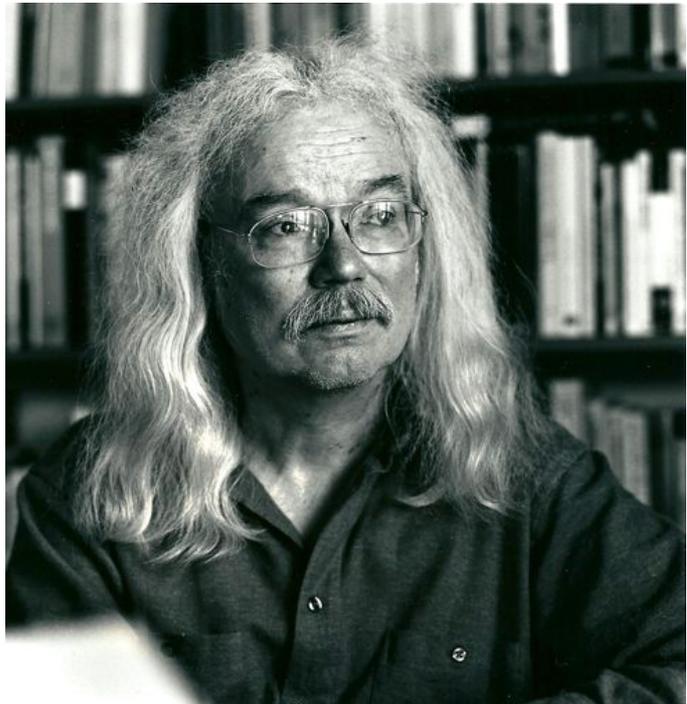


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Duerr, können Sie eingangs das Milieu schildern, in dem Sie aufwuchsen?

Geboren wurde ich 1943 in Mannheim, der Stadt der »Juden und Bolschewisten«, wie es im *Stürmer* hieß. Ich komme aus einer Arbeiter- und Kleinbürgerfamilie und bin der erste, der das Abitur gemacht und studiert hat. Um es pointiert zu sagen: Ich wollte schon Ethnologe werden, als ich das Wort noch gar nicht kannte, also bereits als kleines Kind. Später überlegte ich, was wohl der Auslöser dafür gewesen sein könnte und kam auf folgendes: Zum einen war eine Schwester meiner Großmutter, beide aus einer flämisch-wallonischen Familie in Brüssel, jahrzehntelang als Krankenschwester in Belgisch-Kongo tätig. Sie brachte - in Verbindung mit ihren Erzählungen - Exotika mit, etwa einen Ring aus Korallen und Elefantenhaar. Das war ganz entscheidend. Was mich ebenfalls faszinierte, waren die dunkelhäutigen amerikanischen Soldaten, die am Kriegsende kamen. Sie kletterten von ihren Panzern und gaben mir, einem blond gelockten Kind, lachend ein Stück Schokolade. Ich muss ein sehr aufgeschlossenes Kind gewesen sein, zudem ich eine Eigentümlichkeit besaß, von der mir Ärzte später sagten, dass sie wirklich selten und nicht ungefährlich sei: Ich habe nie gefremdelt. Meine Eltern erzählten immer, ich sei ohne Angst »mit jedem Scherenschleifer« mitgegangen. Das hat sich eigentlich bis heute gehalten und mich sozusagen prädestiniert für die Wissenschaft vom Fremden. Von den „Negern“ wollte ich damals auch wissen, wo sie herkamen. Es hieß, sie kämen aus Amerika, aber eigentlich aus Afrika. Also wollte ich auch nach Afrika.



Meine Mutter ist in Genf geboren und schon kurz nach dem Krieg fuhren wir jedes Jahr nach Brüssel. Dort musste ich stets gegenüber den Bekannten meiner Verwandten sagen, dass ich Schweizer bin, denn sie trauten sich nicht zu sagen, dass ich aus Deutschland kam. Das war halt so, ich war noch sehr klein und habe nicht nachgefragt, warum das so war.

Wurde Ihr frühes Interesse am Fremden von Ihrer Familie gefördert?

Überhaupt nicht, es wurde eher als merkwürdig empfunden. Man hätte es lieber gesehen, wenn ich Arzt oder Pfarrer geworden wäre, oder zumindest Bankangestellter. Ich war stets ein schlechter Schüler, weil ich mich nicht für die Schule interessierte. Meine Mutter hätte mich ohne weiteres aus der Schule genommen, mein Vater jedoch nicht. Dafür bin ich ihm dankbar. Er hat mich zwar nicht beeinflusst, doch hat er mich machen lassen, was ich wollte. Er sagte nie, dies oder das geht beruflich nicht. Auch als ich die Ethnologie wählte, hat er mich unterstützt, selbst wenn er das nicht nachvollziehen konnte.

Gab es in der Schule Lehrer, die Ihre Interessen unterstützten?

Auch das war nicht der Fall. Ich war auf einer Privatschule, dem Kurpfalzgymnasium in Mannheim. Meine Lehrer waren während des Krieges zum Teil Obersturmbannführer oder dergleichen gewesen und haben mich nur insofern beeinflusst, als dass ich mich gegen sie durchsetzen musste. Da habe ich gelernt, meine Meinung zu vertreten, auch wenn sie dem Lehrerkollegium ein Gräuelpiece war. Später verweigerte ich auch den Kriegsdienst und wurde dafür von den alten Nazis an der Schule gebrandmarkt.

Wussten Sie schon zu Schulzeiten, dass es ein Fach wie die Ethnologie gibt?

Interview vom 09.08.2009, durchgeführt in der »Alten Grundteiler« in Heidelberg (Freigabe durch H.P. Duerr am 30.08.2011)
Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot
Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ich habe eigentlich mit dem Studium der Ägyptologie begonnen, 1963 in Heidelberg. Es gab dort einen Professor, der die Hieroglyphen abhörte als seien es Lateinvokabeln. Das war nichts für mich, da kam ich ja vom Regen in die Traufe. Ethnologie hatte ich in diesem ersten Semester nur als Nebenfach belegt, doch ich fand sie viel interessanter und vor allem vielfältiger. Anfangs wusste ich allerdings wenig über das Fach.

Gab es für Sie die Alternative, an einem anderen Ort zu studieren?

Nun, ich wählte Heidelberg, weil es sehr nah an meinen Wohnort lag. Anfangs lebte ich auch noch bei meiner Großmutter, später finanzierten meine Eltern mir die Unterkunft in einem Studentenwohnheim. Da gab es auch keinen Widerstand seitens meiner Mutter mehr, da mein Vater ihr sagte, dass ich nach dem Studium oder später als Professor einiges Ansehen genießen würde – selbst wenn ich ein so abseitiges Fach wie die Ethnologie wählte. Damals war man ja irgendwie optimistisch, man dachte, dass alles immer besser würde. Dies war auch meine Lebenseinstellung und so war für mich klar, dass ich Professor werden würde. Eigentlich war das ziemlich blauäugig, ich bekam ja später viele Schwierigkeiten, was damals allerdings noch nicht absehbar war. Ich dachte, das läuft schon alles irgendwie glatt.

Als Sie 1963 Ihr Studium in Heidelberg anfangen, wer waren da die Lehrenden?

Mühlmann war der Professor, Jettmar kam erst später. Ich muss sagen, dass wir damals total arrogant waren. Ich kann mich erinnern, als Jettmar kam, wurde er so ein bisschen als österreichischer Dorfdepp betrachtet, als ein rein empirischer Ethnologe. Wir beschäftigten uns ja mit Wittgenstein und allerlei Wissenschaftstheorie und haben Jettmar nur belächelt. Auch Mühlmann nahm ihn nicht ernst, darum hat er sich meiner Meinung nach auch so sehr für dessen Berufung stark gemacht – Jettmar war für ihn keine Gefahr, er konnte ihm nicht das Wasser reichen.

E.W. Müller, der dann Professor in Mainz wurde, war damals Assistent von Mühlmann. Lorenz Löffler, der später nach Zürich ging, wurde Assistent von Jettmar. Zudem kamen mit Jettmar auch Johansen sowie die Südasien-Ethnologen Scholz und Snoy nach Heidelberg.

Wie muss man sich Mühlmann vorstellen?

Er war, auch vom Alter her, ein wenig wie die Lehrer, die ich zu Schulzeiten erlebt hatte. Er hatte eine autoritäre Art und wusste sehr viel. Hinzu kam, dass er sehr empfindlich war. Es war bekannt, dass er ein Nazi gewesen ist, doch das galt als mehr oder weniger normal. Damals gab es ja solche und solche: Einer meiner Großväter war Nazi, Kreisamtsleiter der NSDAP, gewesen, der andere Großvater Kommunist. Mein Vater hatte den Nationalsozialismus vollkommen abgelehnt. Nazi gewesen zu sein war also gang und gäbe, ich machte mir keine großen Gedanken darüber und beteiligte mich auch nie an den Aktionen gegen Mühlmann aufgrund seiner Vergangenheit. Natürlich machte ich mich ein bisschen lustig über ihn, aber eher provozierend als denunzierend¹. Als ich ihn den »Naturvölkischen Beobachter« nannte, fand er das allerdings weniger witzig als ich.

War Mühlmann den Studenten gegenüber offen?

Ich weiß noch, wie er mich im ersten Semester zu sich kommen ließ und fragte, was ich schwerpunktmäßig denn so machen wolle. Damals hatte ich gerade den Film »Meuterei auf der Bounty« mit Marlon Brando gesehen, doch mehr als Brando interessierten mich die barbusigen Frauen auf Tahiti. In meiner Einfalt hatte ich mir vorgestellt, dass sie dort noch immer so rumlaufen würden und war stark motiviert, eine Feldforschung in Polynesien zu machen. Dazu ist es nie gekommen. Mühlmann meinte zu mir, ich solle entweder nach Hamburg gehen - dort gab es den Schwerpunkt Südsee - oder eine Dissertation über die Küstenfischerei in Sizilien schreiben. Das war für mich natürlich eine Zumutung und ich sagte ihm, dass ich mich gerade mit Wittgenstein und Nietzsche beschäftigte und daher keinerlei Interesse an den sizilianischen Fischern hätte. So bekam ich schon sehr früh Konflikte mit Mühlmann, auch weil ich ihn in den Seminaren bedenkenlos kritisierte und seine Autorität in Frage stellte. Gemeinsam mit Fritz Kramer veröffentlichte ich einen kleinen kritischen Artikel in der Heidelberger Studentenzeitschrift, woraufhin die Professoren uns als Revoluzzer einstuften. Fritz Kramer trat dann in den SDS ein, ich jedoch nicht, da mir der Marxismus nicht so zusagte. Ich sympathisierte eher mit der anarchistischen Richtung.

Wer waren, neben Fritz Kramer, Ihre Kommilitonen?

¹ Hans Peter Duerr, »Proclamation! Next Semesta New Big Darkman Institute Master!« in: Geist, Bild und Narr. Zu einer Ethnologie kultureller Konversionen. Festschrift für Fritz Kramer, hrsg. v. Heike Behrend, Philo Verlag, Berlin, 2001.

Wir waren eine recht überschaubare Gruppe. Da gab es zum einen Tilmann Schiel, er kam auch aus Mannheim und war später Mitarbeiter von Evers in Bielefeld und Elwert in Berlin. Dann Wolf Brüggemann, Irene Löffler, Ulla Schild... Außerdem erinnere ich mich an einige ältere Studenten: Emil Zimmermann, der jetzt in Freiburg ist, und an Muszinski, der später mit E.W. Müller nach Mainz ging und dort die rechte Hand von Karl-Heinz Kohl wurde. Mit den älteren Studenten hatte ich ähnliche Konflikte wie mit Mühlmann, sie benahmen sich wie die Platzhirsche und wir, die neue Generation, waren eher so die Palaststürmer, die ihnen die Wurst vom Brot nahmen.

Was mich an den Ethnologen damals anzog, war die Tatsache, dass sie ein anderer Persönlichkeitstyp waren. Sie trugen oft einen Bart, als Zeichen der Emanzipation vom Elternhaus, sie waren eher abenteuerlustig und nicht so kleinkariert. Die Ur- und Frühgeschichtler oder Ägyptologen kamen mir dagegen sehr bürgerlich und angepasst vor.

War Mühlmann in seiner Lehre vergleichsweise eher theoretisch?

Ja, er war sehr theoretisch. Er wusste eigentlich mehr als alle Ethnologen seiner und der nachfolgenden Generation. Viele der Leute, die ich später kennen lernte, waren eher Fachwissenschaftler, beispielsweise Mexikanisten oder Afrikanisten. Doch eine so umfassende und grundlegende geistesgeschichtliche und philosophische Bildung wie Mühlmann hatte keiner.

Wie würden Sie E.W. Müller, seinen Assistenten, beschreiben?

Er war eigentlich ein gebildeter und offener, aber auch ein sehr ängstlicher Mensch. Vielleicht hat er deshalb keine große Karriere gemacht, weil er nie was Großes wagte. Ich wollte ihn damals unterstützen, damit er diese Professur in Mainz bekommt, was Jettmar wiederum verhindern wollte. Also habe ich eine etwas pubertäre Aktion durchgezogen, um Jettmars Autorität zu untergraben: Ich wusste, dass er in seinen Seminaren oft Dias zeigte, also schmuggelte ich einige pornographische Photos, die ich von einem amerikanischen Soldaten bekommen hatte, in seine ethnographische Auswahl. Da saßen dann all diese verklemmten und reaktionären Studenten, die seine Seminare besuchten, und sahen plötzlich recht drastische Beischlafszene. Das war ein Skandal. Jettmar brach die Veranstaltung ab, kam ins Institut gerannt und tobte! Müller meinte damals nur, dass er dem Duerr doch extra gesagt hätte, dass dieser nichts unternehmen solle. Das fand ich bescheuert, denn Müller wollte nur nicht, dass der Verdacht auf ihn fiel. Das war aus seiner typischen Ängstlichkeit geboren, er tastete sich immer die Wand entlang und schaute vorsichtig umher, ob einer ihm folgte. Seine Bemerkung war auch deshalb schwerwiegend, weil ich ja damals Doktorand bei Jettmar war.

Wie kam es, dass Sie trotz dieser Querelen bei Jettmar promovierten?

Bei Mühlmann ging es ja nicht mehr, ich war ihn zu oft angegangen. Einmal brach er wegen mir sogar eine Vorlesung ab, nur weil ich zu ihm sagte, dass ich mit seinen Ausführungen nicht ganz einverstanden sei. Dazu muss ich allerdings sagen, dass mir mein damaliges Verhalten heute peinlich ist. Nie zuvor oder danach hatte ich eine solche Selbstsicherheit, verbunden mit einer nicht nachvollziehbaren Arroganz, die man nur mit Dummheit erklären kann. Ich hielt beispielsweise Referate aus dem Stehgreif, ohne Vorbereitung. Aus dieser Selbstbezogenheit heraus kritisierte ich Mühlmann und die anderen Professoren quasi auf Augenhöhe, was damals eigentlich unmöglich war. Es war also ganz klar, dass er mich niemals als Doktoranden akzeptieren würde.

Warum war es für Sie damals keine Option, in den SDS einzutreten?

Eigentlich habe ich heutzutage eine wesentlich positivere Einstellung dem Marxismus gegenüber als damals. Früher sah ich durch den Staatssozialismus nur die negative Seite, doch jetzt würde ich sagen, dass im 19. Jahrhundert niemand dieses die Gesellschaft zerstörende und die soziale Integration auflösende Potential des Kapitalismus klarer gesehen hat als Marx. Was mich zu Studienzeiten jedoch zudem abschreckte, war dieser Konformismus der Linken, auch in der so genannten antiautoritären Phase, verbunden mit einer faschistischen Grundeinstellung. Ich erinnere mich noch daran, wie in einer der ersten Ausgaben des »Kursbuch« Enzensberger, Rabehl und Dutschke darüber diskutierten, was man nach der Revolution mit den Reaktionären - zu denen unter anderem auch Willy Brandt gezählt wurde - machen solle. In ihrer Ahnungslosigkeit hatten sie den Madagaskar-Plan der Nazis rausgekramt, die ja mal vorhatten, alle Juden nach Madagaskar zu verfrachten. Auch in Berlin, bei einem Seminar, erlebte ich, wie über die Behandlung der Reaktionäre diskutiert wurde: Die eine Hälfte der Anwesenden war dafür, nach der erfolgreichen Revolution auf der Insel Rügen eine Art Umerziehungslager, also ein KZ, einzurichten, die andere Hälfte meinte, man könne solche Leute, wie zum Beispiel Marcuse oder Brandt, nicht umerziehen, sondern nur liquidieren. Das schreckte mich doch sehr ab, so etwas wollte ich nicht mittragen. Bei Fritz Kramer war es anders, er hatte starke Tendenzen zum Leninismus. Ich hätte ihn mir damals auch sehr gut als Mitglied des Zentralrats der KP vorstellen können, allerdings war er dafür viel zu klug. Er bemerkte recht schnell, dass die ganze Sache Schiffbruch erleiden würde und distanzierte sich bald davon.

Interview vom 09.08.2009, durchgeführt in der »Alten Grundtei« in Heidelberg (Freigabe durch H.P. Duerr am 30.08.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Sie hatten also eher ein Problem mit dem Dogmatismus der kommunistisch-marxistischen Richtungen?

Ich versuchte schon irgendwie, mir das plastisch vorzustellen – »1984« von George Orwell hatte mich sehr beeindruckt. Er hatte auch im spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Anarchisten gekämpft und eine Abrechnung mit den Kommunisten geschrieben. Meine Einstellung war ähnlich und ich konnte mir genau vorstellen, wie ich später vor den SDS-Leuten sitzen würde, auf Herz und Nieren geprüft würde und bei drei vorgehaltenen Fingern sagen müsste, dass ich vier sehe. Ich dachte, dass aus dieser menschenverachtenden Art einer kommenden Funktionärskaste, die alles unterdrückt und ausmerzt, überhaupt nichts werden könne. Der Anarchismus gehörte eher zu meiner romantischen Disposition, mit seiner Kombination aus Sozialismus und Abenteuer, dazu vielleicht auch das Südländische. Links sollte es also schon sein, aber nicht marxistisch.

Ich kannte damals Augustin Souchy sehr gut, er war im Bürgerkrieg der Kontaktmann der anarcho-syndikalistischen Gewerkschaft zu den anarchistischen Bewegungen im Ausland. Der Anarchismus in Spanien war ja sehr stark durch andalusische Landarbeiter geprägt, die damals in das relativ entwickelte Katalonien kamen. Sie hatten eigentlich vormoderne Ideale, verbunden mit einer ganz starken Moral. Das faszinierte mich sehr und später lernte ich eine ganze Reihe von spanischen Anarchisten, die nach Frankreich geflüchtet waren, kennen. Doch mir war klar, dass diese Bewegung eine Sache der Vergangenheit war. Das spürten viele Anarchisten selbst sehr genau, beispielsweise gehörte »Don Quichote« zu ihrer Lieblingslektüre. Ich persönlich war sowieso meist eher vergangenheitsorientiert, so vom Naturell her, denn von der Zukunft der Moderne erwartete ich mir eigentlich nicht viel.

Würden Sie sagen, dass Sie damals mit einem ganz anderen Interesse studiert haben, also beispielsweise weniger an Karriere und stärker am Wissen interessiert waren?

Psychologen unterscheiden ja zwischen dem extrinsischen und dem intrinsischen Interesse an einer Sache: Wenn jemand extrinsisch motiviert ist, dann stellt er sich vor, dass er mit der Sache viel Geld verdienen oder Ansehen erwerben kann. Die intrinsische Motivation geht ganz stark auf den Inhalt und das war bei mir schon so.

Wie konnten Sie Ihre Studieninteressen und Ihre anarchistisch geprägten Werte miteinander verbinden?

Die Anarchisten orientierten sich ja an traditionellen Gesellschaften, oder genauer gesagt: an Gemeinschaften. Das sind natürlich Formen des sozialen Zusammenlebens, mit denen sich auch die Ethnologie beschäftigt, mit *Face-to-face-Communities* in fremden Ländern. Dort habe ich immer eine viel größere Menschlichkeit verwirklicht gesehen, durch die bestehende gegenseitige Verpflichtung. Ganz im Sinne von Tönnies kam mir die moderne Gesellschaft eigentlich immer desintegrierend vor. Dazu fällt mir auch de Tocqueville ein, der in den 1830ern nach Amerika reiste und meinte, dass dort schon der Keim des künftigen Individualismus sichtbar sei: Irgendwann wird es nur noch voneinander isolierte Individuen geben, die keinerlei gegenseitige Verpflichtungen mehr haben, und die Bindungen lösen sich auf. So sah ich auch immer die moderne Gesellschaft, im Gegensatz zur traditionellen Gemeinschaft. Da die Ethnologie sich mit diesen traditionellen Gemeinschaften befasste, war sie für mich die entscheidende Wissenschaft.

Hätte Ihnen dann nicht Mühlmanns Sizilienforschung zusagen können?

Ja, aber das war mir damals nicht weit genug weg. In meiner Biographie ist es so: Je jünger ich war, umso weiter wollte ich in die Fremde; je älter ich wurde, umso weniger weit wollte ich weg – und umso mehr merkte ich, dass vieles von dem, was ich für individuell gehalten hatte, ethnisch bedingt war. Ich sah, dass ich ein ganz typischer Kurpfälzer bin, in meiner ganzen Art und Weise. Als ich später Bücher über Mannheim und die Kurpfalz im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert las, wurden die Kurpfälzer immer so beschrieben, wie ich es noch aus meiner Jugend kannte: Wenn ich als Kind mit meiner Großmutter in die Straßenbahn stieg, setzten wir uns immer dorthin, wo möglichst viele Leute saßen. Irgendwer fragte dann, wo man herkam und wo man hinwollte, und es entstand ein lautes, lebhaftes Gespräch. Wenn man das heute machen würde, wäre man in den Augen der Leute ein Verrückter. Diese elementare Zwischenmenschlichkeit, die eigentlich nur in der Gemeinschaft möglich ist, schwindet meiner Meinung nach in der modernen Gesellschaft immer mehr.

Wie entwickelte sich Ihr Verhältnis zu Jettmar, nachdem er Ihr Doktorvater wurde?

Eigentlich hatte ich keinen Kontakt zu ihm, sondern schrieb an meiner Dissertation. Er wollte mich zwar irgendwie betreuen, doch ich war, ehrlich gesagt, nicht daran interessiert. Ich wollte keine Unterstützung, ich wollte meine Sachen selbst machen. Einmal beauftragte er Frau Johansen, mit mir über meine Arbeit zu sprechen, doch in meinem damaligen Hochmut habe ich die beiden nicht ernst genommen und dieses Treffen war sehr unfruchtbar. Letztendlich war das

Interview vom 09.08.2009, durchgeführt in der »Alten Grundteik« in Heidelberg (Freigabe durch H.P. Duerr am 30.08.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ergebnis, dass ich meine Dissertation abliefern und Jettmar sie sofort ablehnte. Sie war ihm zu theoretisch und zu philosophisch, was sicherlich auch stimmte. Bei dem Titel würde ich heute einen Krampf kriegen, er lautete: »Über die logischen und metaphysischen Grundlagen des Zugangs zu eigenem und fremdem Bewusstsein, insbesondere dem der Naturvölker«. Ich bezog mich größtenteils auf Texte, die sich damit befassten, wie das Nachvollziehen fremder Kulturen möglich sei – also die philosophischen Grundlagen des ethnologischen Verstehens.

Nachdem Jettmar mich abgelehnt hatte, traf ich Dieter Henrich auf der Strasse, er war damals Ordinarius für Philosophie. Er fragte, wie es mir so ginge und ich erzählte ihm alles. Er meinte, dass ich mit meinem Thema auch bei ihm in Philosophie promovieren könne. Das tat ich dann auch, nur kurze Zeit später.

Bei meiner Habilitation lief es ähnlich: Ich hatte die »Traumzeit«² geschrieben und wollte mich damit in Zürich habilitieren, doch dort hätte man meine Arbeit nur angenommen, wenn ich die Stellen herausgestrichen hätte, bei denen ersichtlich war, dass ich halluzinogene Drogen genommen hatte, und zwar nicht zu knapp. Tatsächlich experimentierte ich mit Hexensalben, um nachzuvollziehen, wie es sich mit dem Hexenflug zum Sabbath verhielt. Das wurde natürlich nicht goutiert und man gab mir zu verstehen, dass „Drogenabhängige“ nicht habilitiert werden können. Daraufhin ging ich nach Bern, zu Marschall, wo ich kurze Zeit unterrichtete. Er wollte mich auch habilitieren, doch Professor Bandi - Brigadegeneral in der Schweizerischen Armee und Ordinarius für Ur- und Frühgeschichte - schrieb einen offenen Brief an den Kanton und machte darauf aufmerksam, dass sich in Bern ein deutscher Anarchist zu habilitieren versuche. Außerdem würde ich Bücher veröffentlichen, auf deren Cover nackte Frauen zu sehen seien, was auf eine Sexualneurose hinweise. Ich wollte seiner Meinung nach nur Professor werden, um mich an die Studentinnen ranzumachen. Wolfgang Marschall bekam daraufhin kalte Füße und bat mich, mit Rücksicht auf seinen akademischen Ruf, von den Habilitationsplänen Abstand zu nehmen. Also habilitierte ich mich für das Fach Philosophie - diesmal in Kassel -, obwohl ich eigentlich immer Ethnologe war.

Mit welchen Kollegen standen Sie in der Zeit bis zur Niederschrift der »Traumzeit« in Austausch?

Intellektuellen Austausch hatte ich damals recht wenig. In Zürich unterrichtete ich ab 1975 circa drei Jahre als Lehrbeauftragter und hatte in dieser Zeit Kontakt mit Mario Erdheim und Danielle Bazzi, einer liebenswürdigen Luzerner Ethnologin, die später ebenfalls Psychoanalytikerin wurde. Mit Fritz Kramer hatte ich in dieser Phase wenig Kontakt, er warf mir vor, dass ich mit Werner Müller in Beziehung stand, den er für einen ehemaligen Nazi hielt. Vielleicht liegt es daran, dass ich letztendlich kein politischer Mensch bin, denn wenn ich jemanden mag, fällt es mir schwer, den Kontakt aufgrund von unterschiedlichen politischen Ansichten abubrechen. Ich war zwar links, doch hatte ich in der Schule auch Freunde, die Mitglieder in der Deutschen Reichspartei - der Vorläuferin der NPD - waren. Da flogen zwar manchmal die Fetzen, aber es waren trotzdem meine Freunde.

Manchmal fuhr ich auch auf Tagungen, aber immer nur zum ersten Abend, zum „geselligen Beisammensein“. Mir die Vorträge anzuhören und dafür auch noch Geld zu bezahlen, das interessierte mich nun wirklich nicht. Ich wurde auch mal von Karl-Heinz Kohl angerufen und gebeten, an einer Podiumsdiskussion mit Fritz Kramer, Michael Oppitz und Mario Erdheim teilzunehmen, doch ich sagte ihm, dass ich nur zu einem Treffen in einer Kneipe kommen würde. Bezeichnenderweise gab es dann kein Kneipentreffen.

Gab es denn Austausch mit anderen Gruppen dieser Zeit, etwa den Leuten um »Trickster«?

Was mir Ende der siebziger Jahre große Schwierigkeiten bereitete, war der Erfolg von »Traumzeit«. Innerhalb kürzester Zeit wurden 150.000 Exemplare verkauft, so etwas kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Es war ein richtiges Kultbuch. Da blieb es nicht aus, dass gleichaltrige oder jüngere Leute, die sich auch als alternativ betrachteten, automatisch in Opposition gingen. Der Erfolg hat mich also nicht so sehr mit vielen Leuten zusammengebracht, sondern eher entfernt. Natürlich war absehbar, dass das Establishment abweisend reagieren würde, darum kümmerte ich mich nicht weiter. Doch selbst der Umgang mit den Gleichaltrigen, die in eine ähnliche Richtung schauten wie ich, oder zumindest nicht zu den Etablierten gehörten, war nicht leicht. Auch die Leute vom »Trickster« fühlten sich als Konkurrenten und schrieben in einer Zeit, als das Buch in aller Munde war, sehr hämisch darüber. Das fand ich schon schwierig, auch wenn es mich nicht gerade beunruhigte. Später, als diese große Ethno-Welle vorbei war, hat sich das gelegt.

Haben Sie denn damals von Fachkollegen würdige Rezensionen der »Traumzeit« erhalten?

Ja, eigentlich schon, vor allem in England. Auch Werner Müller schrieb im »Anthropos« über das Buch; er war der Meinung, dass nach der Dominanz des Strukturalismus und der amerikanischen Tradition, welche nur vom eigentlichen Gegenstand der Ethnologie wegführten, jetzt zumindest wieder ein richtiger Ethnologe publizieren würde. Auch Leute

² Hans Peter Duerr, Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1978.

wie Bernhard Streck waren der Auffassung, dass ich - ohne es zu wissen - eigentlich in der Tradition von Frobenius und Jensen stände.

Ich bildete mir aber nicht ein, mit der »Traumzeit« einen Klassiker geschrieben zu haben – so etwas traue ich mir gar nicht zu. Natürlich gibt es immer wieder Konjunkturen bestimmter geistesgeschichtlicher Strömungen, wie etwa der Romantik, die das andere Gesicht der Moderne ist. Ein Klassiker ist aber nicht abhängig davon, ob er grad angesagt ist oder nicht, er ist etwas Bleibendes. Klassisches ist zwar alt, aber nie veraltet.

Sie sagten mal, dass Sie nicht Beamte hassen, sondern Beamtenseelen. Kann man sagen, dass die Ethnologie in Deutschland bis in die siebziger und achtziger Jahre von solchen Charakteren geprägt war?

Ja, natürlich. Es gab da keine Ausnahme, denn es ist ja auch eine Generationsfrage. Man hat damals von jemandem, der zwanzig Jahre älter war, niemals erwarten können, dass er einen subkulturellen Lebensstil entwickelt. Ich selbst war ja einige Jahre in dieser Subkultur, gleichzeitig promovierte ich. Das waren zwei verschiedene Welten und eigentlich gehörte ich zur ersteren. Von dort aus habe ich auch diese Beamtenseelen in Flanellanzügen gesehen. Heute würde ich das milder anschauen und mir niemals rausnehmen, diese Leute so zu verurteilen. Doch damals wertete ich sehr stark, zumal ja bei Leuten wie Löffler auch immer ein Konkurrenzverhältnis mitschwang – das war die Generation der älteren Brüder, die sich von uns nichts sagen lassen wollte. Später hat er sich dafür eingesetzt, dass ich sein Nachfolger in Zürich werde, doch zwanzig Jahre zuvor wäre das unvorstellbar gewesen.

Die deutsche Ethnologie war ja bis in die achtziger Jahre auch sehr stark von Männern dominiert, anders als in den USA oder Großbritannien. Wie haben Sie das damals wahrgenommen?

Ja, die Frauen spielten nicht die Hauptrolle, sondern standen in der zweiten Reihe – obwohl es zu Beginn meines Studiums sehr viele Studentinnen gab, auch weitaus mehr als in anderen Fächern.

Die DGV-Tagung 1969 in Göttingen, wie würden Sie deren Verlauf aus Ihrer Sicht beschreiben?

Dazu muss ich sagen, das war für mich kein großes Ereignis, auch wenn die anderen ständig darüber sprachen und teilweise immer noch sprechen. Es war eben eine Tagung und ich erinnere mich, wie der Berliner Südseeforscher Gerd Koch Dias zu zeigen versuchte, wir aber über die Indianermorde im Mato Grosso reden wollten – und darüber, wie sich die Ethnologen dazu positionieren. Am Vorabend war ich von den Studenten zum Sprecher gewählt worden, ging zu Erhard Schlesier und meinte, dass wir ein paar Statements zu machen hätten. Er sagte, ich hätte dafür fünf Minuten Zeit. Also bin ich rauf auf die Bühne, hatte jedoch zuvor mit den anderen Studenten abgemacht, dass ich nach fünf Minuten einfach weiterreden würde. Sollte es zu Behinderungen kommen, wollten wir die Bühne besetzen. Schlesier versuchte dann auch, mich nach unten zu zerrn, aber ich wehrte mich und die anderen stürmten die Bühne. Daraufhin haben die ganzen Ethnologen fluchtartig den Saal verlassen, mit Ausnahme von Lorenz Löffler. Er war buchstäblich der Einzige vom Establishment, der sitzen blieb. Seine Kollegen standen in der Tür und schauten ängstlich, ob wir jetzt das Mobiliar zerschlagen oder sonst etwas anstellen würden. Wir brachten noch ein paar Statements, eigentlich völlig undramatisch. All das fand ja am ersten Abend statt und am nächsten Morgen bin ich auch schon wieder abgereist. Den Rest kenne ich daher nur aus Erzählungen, angeblich ist auch ein Molotow-Cocktail geschmissen worden. Frau Westphal-Hellbusch stellte dann den Antrag, dass Kramer, Sigrist und ich aus der DGV ausgeschlossen würden, weil wir angeblich die Rädelsführer waren. Das erwies sich indessen als schwierig, da keiner von uns Mitglied war.

War das damals Ihre erste DGV-Tagung?

Nein, ich war bereits 1963 in Heidelberg gewesen, 1965 in Wien, sowie 1967 in Sankt Augustin.

Wann studierten Sie in Wien. Wie kam es dazu?

Nun, ich wollte im Ausland studieren, allerdings ohne die Anstrengung, ständig eine Fremdsprache sprechen zu müssen. Da kam also nicht viel in Frage und ich entschied mich für Wien. Zunächst hatte ich an Tübingen gedacht, denn für die Kurpfälzer ist auch Württemberg Ausland, aber dann hat mich doch dieses schreckliche Schwäbisch davon abgehalten.

In welche Art von Umfeld kamen Sie in Wien, was wurde dort gelehrt?

Dort war im Jahre 1965 der Geist von Pater Wilhelm Schmidt noch sehr präsent. Josef Haekel und Walter Hirschberg lehrten am Institut, doch am interessantesten fand ich eigentlich Robert von Heine-Geldern, weil er sich auch mit weniger

Interview vom 09.08.2009, durchgeführt in der »Alten Grundteii« in Heidelberg (Freigabe durch H.P. Duerr am 30.08.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

gängigen Sachen beschäftigte. Er forschte zu transpazifischen Wanderungen und Heyerdahl-Themen. Das galt als unseriös, überhaupt waren die Diffusionstheorien damals auf dem Tiefpunkt, auch Mühlmann hatte sie kritisiert. Ich kam anfangs also schlecht an in Wien, allein schon durch die Tatsache, dass ich aus Heidelberg kam. Man nannte mich »den kleinen Mühlmann«, was gleichzusetzen war mit dem Gehilfen des Teufels. Mühlmann galt in Wien als Hyper-Wissenschaftler, als Gefahr für das Seelenheil, obwohl er ja selbst ein Feind des Positivismus und Anhänger der Husserl'schen Phänomenologie war. Der Positivismus galt damals, nicht nur in der Ethnologie, als gesellschaftszersetzender Faktor, der uns rettungslos dem Bolschewismus ausliefern würde. Ich hatte auch mit Heintel, dem Philosophie-Platzhirsch, eine Diskussion über den Wiener Kreis, der Urzelle des Neopositivismus, und er meinte, ich würde da nur meine Zeit verschwenden, anstatt dem Bolschewismus Einhalt zu gebieten.

Meine erste Begegnung mit Josef Haekel hatte ich, als ich ihn unmittelbar nach dem Tod von Jensen weinend auf dem Gang traf. Ich kannte bis dato nur die Auseinandersetzung zwischen Mühlmann und Jensen, das wurde in Heidelberg jedoch nicht weiter thematisiert. Selbst Frobenius wurde nie erwähnt, ich kannte ihn nur als historische Figur. Erst viel später habe ich ihn gelesen, dann aber sehr intensiv.

Es heißt, dass Sie in England Evans-Pritchard begegneten. Wie entstand diese Verbindung?

In einem frühen Stadium meines Studiums, Mitte der sechziger Jahre, fuhr ich nach England, da ich mich doch sehr mit der britischen und auch der amerikanischen Tradition des Faches beschäftigte. Dazu hatte ich natürlich all diese Leute - Malinowski, Radcliffe-Brown - gelesen. Zuerst besuchte ich Raymond Firth, der mich sehr faszinierte, allerdings weniger durch seinen Aussagen als durch sein Aussehen: Er wirkte wie der District Officer Headley in der Fernsehserie »Daktari«. Anschließend fuhr ich nach Oxford, wo ich Evans-Pritchard traf. Wir verstanden uns anfangs sehr gut, ich konnte auch längere Zeit bei ihm wohnen. Allerdings waren sein einziges Thema die gerade erschienenen Tagebücher von Malinowski: Jeder, inklusive Evans-Pritchard, regte sich darüber auf, wie man so etwas - auch mit den ganzen sexuellen Passagen - veröffentlichen könne.

Ich sollte schließlich im Januar 1970 im All Souls College einen Vortrag halten und als Thema wählte ich charmanterweise die Beteiligung britischer Ethnologen an von der CIA finanzierten Counterinsurgency Prophylaxis Studies. Im Vorfeld gab es da natürlich Auseinandersetzungen, auch weil Evans-Pritchard meinte, wir könnten stolz sein auf Hitler, er hätte uns doch die Autobahnen gebaut. Daraufhin meinte ich, dass sich das Thema Hitler nicht mit dem Bau der Autobahnen erschöpfte und damals auch noch ganz andere Dinge gebaut worden wären. Seine Antwort war, dass die Sache mit den Juden gar nicht bewiesen sei. Kurz gesagt, es kriselte, und durch meinen Vortrag wurde das noch verstärkt. Da lief er los, holte die Polizei und zeigte mich wegen antidemokratischer Propaganda an. Die Briten hatten ja große Angst, dass die antiautoritären Bewegungen Deutschlands oder Frankreichs zu ihnen rüberschwappen könnten. Damals haben sie auch die Soziologen noch missachtet, weil sie Soziologie mit Sozialismus verwechselten. Als Evans-Pritchard mit der Polizei auftauchte, meinte ein kanadischer Schriftsteller zu mir, dass man wenig Spaß verstehen würde und ich sicher eingesperrt würde – ich solle besser abhauen. Er bot mir an, in seiner Garage zu übernachten und später brachte er mich unter falschem Namen im King's College unter. Dort lebte ich einige Zeit, doch als ich England verlassen wollte, wurde ich in Dover festgehalten. Ich hatte keine Aufenthaltsgenehmigung, nur ein gewöhnliches Touristenvisum, das für drei Monate gültig war. Man schob mich ab, ich bekam einen roten Stempel in meinen Pass, dazu ein Vermerk, dass ich auf Lebenszeit nicht mehr in das Vereinigte Königreich einreisen dürfe.

Was interessierte Sie an der britischen Tradition des Faches?

Ich muss sagen, das Englische hat mich deshalb immer ein bisschen angezogen, weil ich zumindest die etwas gehobene Schicht von Engländern als »queer«, also etwas eigentümlich empfand – und zwar in einer Weise, wie man das in Deutschland nicht findet. Die Deutschen sind irgendwie spießiger und dadurch, dass ich nie so übermäßig angepasst war, hatte ich das Gefühl, dass die Engländer mich eher akzeptieren würden als die Deutschen. Auch die Amerikaner halte ich in gewisser Hinsicht für offener als die Deutschen, auch wenn ich in Amerika nicht leben könnte.

Für eine Weile gingen Sie auch nach Berlin. Wie lange waren Sie dort?

Ich war ein Jahr lang dort und sollte ursprünglich eine Assistentenstelle kriegen. Ich kann mich noch erinnern, dass damals eine Studenten-Delegation nach Heidelberg kam, auf der Suche nach einem Assistenten. Ich wurde aber mit meiner Promotion nicht richtig fertig und bekam die Stelle dann nicht. Als ich 1971 abschloss, ging ich trotzdem nach Berlin. Das war ganz schön. Dort lernte ich auch Karl-Heinz Kohl kennen, der ein lieber Kerl ist, auch wenn er allzu sehr an seiner Karriere herumbastelt.

Sie lehrten ja auch in Bremen. Wann kamen Sie dorthin?

Interview vom 09.08.2009, durchgeführt in der »Alten Grundteii« in Heidelberg (Freigabe durch H.P. Duerr am 30.08.2011)
Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot
Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ich wurde im Januar 1991 berufen und blieb bis 1999. Davor war ich ja in Kassel, als Gastprofessor an der Kunsthochschule, die ein Teil der Gesamthochschule war. Dort sollte ich mich auch habilitieren, allerdings für Kunstgeschichte, da es die Ethnologie als Fachrichtung nicht gab. Ich hatte mich aber kaum mit Kunstgeschichte beschäftigt und obwohl man sich das natürlich erarbeiten kann, war ich letztendlich doch nicht so brennend daran interessiert. Habilitiert habe ich mich dann 1981 in Philosophie, bei Ulrich Sonnenmann und Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, den ich vom Studium aus Wien her kannte.

Die Idee, an der Uni zu lehren, hatte ich eigentlich bereits völlig aufgegeben. Obwohl ich mich des öfteren auf verschiedene Stellen - etwa Ende der 80er in Heidelberg - bewarb, lud man mich nicht einmal zu einem Vortrag ein. Der Ägyptologe Jan Assmann, damals Dekan, wollte, dass ich die Stelle bekäme, auf die später Jürg Wassmann berufen wurde. Auch die Studenten unterstützten mich. Assmann arrangierte ein Treffen zwischen mir und dem damaligen Lehrstuhlinhaber für Ethnologie, Richard Burghart, bei sich zuhause, damit wir uns kennen lernten. Die Burgharts waren aber von meinem doch recht unkonventionellen Auftreten so geschockt, dass sie sich an dem Abend nicht einmal von mir verabschiedeten. Es gab auch immer Leute, die Einladungen zu Vorstellungsgesprächen zu verhindern wussten. Nur Mainz bildete da eine Ausnahme: Dort bewarb ich mich auf die Stelle, die Karl-Heinz Kohl dann bekam, doch ansonsten wurde ich nie berücksichtigt. Irgendwann hatte ich dann keine Lust mehr, auf diesem Karussell sitzen zu bleiben und bewarb mich überhaupt nicht mehr, bis die Anfrage aus Bremen kam. Dort hatte man eine neue Stelle eingerichtet, damals noch für Europäische Ethnologie. Ich fuhr hin und hielt einen Vortrag. Auch andere Personen waren eingeladen worden, etwa Thomas Hauschild, den ich von Hamburg her kannte, als er dort noch ein blutjunger Student war. Ich kam auf der Liste auch tatsächlich auf Platz eins, insgesamt standen da drei Männer drauf. Die Fakultät monierte das jedoch und so wurde die Stelle neu ausgeschrieben und es kamen dann natürlich drei Frauen auf die Liste. An erster Stelle stand Maya Nadig, die ich noch aus Zürich kannte. Die Liste ging dann über die Fakultät und den akademischen Senat zum politischen Senat, zum späteren Bürgermeister von Bremen, Henning Scherf. Später erzählte man mir, dass ihm seine Tante 1978 die »Traumzeit« zu Weihnachten geschenkt hatte und ihm das Buch gefallen habe. Als er jetzt fragte, warum nur drei Frauen auf der Liste stünden, wurde ihm berichtet, dass die vorherige Liste mit drei Männern wegen der auch von ihm angeregten Frauenquote zurückgewiesen worden sei. Als er die erste Liste sah und meinen Namen darauf las, ließ er mich trotz der Quote berufen. Damit es aber nicht zu einem Aufstand gegen diese Entscheidung kommen konnte, wurde auf seine Anweisung eine zweite Stelle eingerichtet, die speziell an meine Person gebunden war und später auch nicht mehr besetzt wurde. Maya Nadig bekam also die Stelle für Europäische Ethnologie, und ich die für Ethnologie und Kulturgeschichte – bei der Namenswahl wurde ich damals sogar gefragt.

Als ich den Ruf nach Bremen erhielt, hab ich mich erstmal bedankt und darum gebeten, mich nicht gleich im ersten Jahr zu holen. Maya Nadig fing somit vor mir an. Ich glaube, man hat sich auch falsche Vorstellungen von mir gemacht. Es gibt einen Film mit Fernandel, in dem ein Ganove aus dem Gefängnis befreit werden soll, wobei allerdings die falsche Zelle geöffnet wird, in der ein harmloser Hühnerzüchter sitzt. Dieser nimmt seine Befreier mit auf den Bauernhof und schickt sie jeden Morgen in den Stall, um Eier zu holen, während die Ganoven denken, er plane den nächsten großen Coup. So ähnlich fühlte ich mich in Bremen: Man hatte lediglich die »Traumzeit«, und noch dazu im Sinne der New-Age-Ideologie gelesen, das heißt, man wusste gar nicht, wer ich bin und was ich denke. Schließlich wurde den Leuten klar, was für ein Reaktionär ich aus ihrer Sicht in der Zwischenzeit geworden war; das war eine große Pleite und alles was ich sagte, war irgendwie konträr zu deren Vorstellungen. Meine Auseinandersetzung mit Norbert Elias wurde glücklicherweise nicht so stark wahrgenommen – das hätte noch gefehlt, denn in Bremen herrschte geradezu eine Elias-Euphorie. An der dortigen Universität hofierte man eher den Relativismus, also dass man eine Kultur nur aus sich selber heraus verstehen kann und keine Vergleiche oder Universalaussagen möglich sind. Es herrschte auch die Vorstellung, dass alles kulturell konstruiert sei und es überhaupt keine Natur gäbe – ich war schon damals gegen diese postmodernen Glaubensartikel, die kurze Zeit danach aus tausend Mäulern hingen.

Hinzu kam ab Mitte der neunziger Jahre die Geschichte mit Rungholt, der versunkenen Stadt. Da war ich quasi in einen Zweifrontenkrieg hingeraten: Einerseits gab es die Auseinandersetzung mit den Behörden von Schleswig-Holstein, die ein Ermittlungsverfahren wegen - wie sie es nannten - unerlaubten Suchens nach Kulturdenkmälern gegen mich einleiteten, sowie einen Zivilprozess beim Amtsgericht in Kiel anstrebten. Nachdem ich im nordfriesischen Watt Funde gemacht hatte, setzte ich mich ja mit ihnen in Verbindung, doch sie meinten nur, es gäbe nichts zu finden. Das war natürlich nicht richtig und ich arbeitete weiter, woraufhin es zur Verschärfung des Konflikts kam. Über den Landtag und den Bremer Kultursenat ging die Beschwerde gegen mich dann zum Rektor der Universität, der mich einstellte und mir verbot, weitere Exkursionen ins Watt oder diesbezügliche Lehrveranstaltungen zu machen.

Außerdem gab es ein von den Frauenbeauftragten gegen mich eingeleitetes Disziplinarverfahren, wegen Sexismus und Frauenfeindlichkeit. In einem kommentierten Vorlesungsverzeichnis hatte ich das Wort »Brüste« benutzt, das wurde für obszön gehalten und galt als Indiz für meine »Frauenfeindlichkeit«. Mit dem Rektor hatte ich also auch eine Diskussion darüber, ob ich das Wort »Brüste« benutzen dürfe oder nicht, es war ein absurder Dialog. Am Ende verbot er mir, die Lehrveranstaltung abzuhalten, woraufhin ich zu ihm sagte, dass er natürlich einschreiten könne, wenn ich plötzlich ein Seminar über Elektrotechnik machen würde, doch ansonsten könne er mir nichts verbieten – ich meine, ich hatte eine Stelle für Kulturgeschichte und dazu passte ja wohl eine Lehrveranstaltung über eine versunkene mittelalterliche Stadt.

Mir wurde dann durch die Blume mitgeteilt, dass ich bei einer solchen Gangart keine Fürsprecher mehr finden würde und so hatte ich, bis auf die Studenten, buchstäblich die ganze Uni gegen mich. Ich bekam auch dauernd Morddrohungen. Schließlich wurde ich in den vorzeitigen Ruhestand geschickt, mit einem Bruchteil der Bezüge.

Machte es Ihnen denn Spaß, zu unterrichten?

Nein, ehrlich gesagt nicht. Es hätte sicher Spaß gemacht, wenn die Anzahl der Lehrstunden geringer gewesen wäre, doch acht Stunden pro Woche waren mir einfach zu viel. Meine Frau sagte mir immer, es wäre grundlegend falsch, zu denken, dass ich in den Veranstaltungen die Leute unterhalten müsse, ich sei kein Animateur. Tatsächlich setzte ich mich stets selbst unter Druck und wollte etwas bieten, was alle unterhält. Ich hatte irgendwie die Vorstellung, ich könne zwar Sachen sagen, die mir das Genick brechen, aber ich dürfe niemanden langweilen. Auch habe ich kein Interesse an der Bildung einer neuen Theorieschule. So etwas liegt mir überhaupt nicht, schon beim Gedanken daran wird es mir schlecht.

Wie würden Sie rückblickend Ihren Einfluss auf die Ethnologie in Deutschland einschätzen?

Das kann ich nicht beurteilen und es ist mir - offen gestanden - auch ziemlich egal. Zum einen weiß ich gar nicht, was im Moment so läuft. Ich habe mich auch nie darum gekümmert, welche Wirkung meine Publikationen auf die Fachwelt haben – ich gewinne meine Identität ja nicht daraus, dass ich mir jeden Morgen beim Zähneputzen ein »Guten Morgen, Herr Professor!« zurufe. Natürlich bin ich am ehesten Ethnologe, einfach weil ich das am intensivsten studiert habe, auch viele Leute aus meinem Umfeld sind Ethnologen. Welche Entwicklung das Fach jedoch nehmen wird, kann ich schwer vorhersagen. Ich fragte mich auch nie, ob dieses oder jenes jetzt ein soziologisches oder ethnologisches oder philosophisches Thema sei, und so habe ich mich natürlich oft in die Nesseln gesetzt. Ähnlich wie die Goldsucher verwalten ja die meisten Wissenschaftler mit Argusaugen ihre Claims und beargwöhnen insbesondere die »Fachfremden«.

Stimmt es eigentlich, dass Sie in den USA Carlos Castañeda begegneten?

Ja, ich lernte ihn über den peruanischen Mann einer amerikanischen Kollegin kennen, oder besser gesagt, zuerst traf ich seine Lebensgefährtin Regina Thal alias Florinda Donner. Durch sie entstand der Kontakt zu Castañeda, in Los Angeles. Er sah aus wie ein Bankangestellter, korrekt gekleidet, war sehr ernsthaft, ja, humorlos, und hielt sich immer total bedeckt. Er war eine absolute Kultfigur. Ich hatte damals, Anfang der achtziger Jahre, durch die Vermittlung von Karl Schlesier damit begonnen, den Sonnentanz der Cheyenne zu erforschen und interessierte mich auch für alles, was mit veränderten Bewusstseinszuständen zusammenhing. Castañedas Bücher hatte ich natürlich gelesen und ein gemeinsamer Bekannter - ein Österreicher, der sich mit ähnlichen Dingen befasste - hatte ihm von mir erzählt. Bei unserem Treffen hörte er sich auch an, was ich zu sagen hatte, doch man merkte, dass er eigentlich nur mit sich selber beschäftigt war. Ich muss auch ehrlich sagen, dass ich einen Großteil seiner Beschreibungen nicht glaubte, alles war dermaßen übersteigert und irgendwann nicht mehr nachvollziehbar. Wahrscheinlich hatte er wirklich einen Indianer kennen gelernt, das gibt es ja öfteren. Dem hat er dann vielleicht seine eigenen Ideen zugeschrieben. Er war ein absoluter Puritaner, hatte eine militante Haltung gegen das Rauchen und Trinken und, wie mir schien, einen starken Affekt gegen die Fortpflanzung. Für mich war er kein Guru, vielmehr wollte ich wissen, was und wie viel wahr ist, und was nicht. Ein Bekannter von mir, der lange in der Wüste von Sonora gelebt hatte, erzählte mir beispielsweise, dass viele der Schilderungen Castañedas - etwa die Kaninchenjagd in der prallen Mittagshitze - völlig unrealistisch waren. Somit war ich schon recht skeptisch und auch das Treffen konnte meine Zweifel nicht ausräumen, zumal dieser Selbstkult auch etwas Unangenehmes hatte.

Wie kam es dazu, dass *Der Spiegel* Sie regelmäßig interviewt?

Das war einfach Zufall. Dort schaut man sich die Programmhefte der Verlage an und sobald es Interesse für ein Thema gibt, setzt sich die Redaktion mit dem Verlag in Verbindung. Dann steht der Autor offenbar in einer Kartei drin und wird im Bedarfsfall kontaktiert. Wobei ich sagen muss, dass ich in der letzten Zeit eigentlich mit dem *Focus* bessere Erfahrungen gemacht habe.

Seit den siebziger und achtziger Jahren hat sich da auch vieles verändert: Früher musste man sich rechtfertigen, wenn man zum Establishment gehörte, heute muss man erklären, warum man nicht dazugehört. Die Leute sind inzwischen sehr angepasst, weniger extravagant. Mit der glattgebügelten Generation von Journalisten, die jetzt so zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt ist, komme ich überhaupt nicht zurecht. Sie ist mir viel zu gleichgeschaltet und es gibt keine gemeinsame Basis zur Einschätzung der Dinge.

Würden Sie sagen, dass es heutzutage stärker um die Form als um den Inhalt geht?

Ich denke, dass momentan viele Leute verunsichert sind und daher akzeptieren, was die fest etablierten Autoritäten sagen. Die Idee, Ethnologie nützlich zu machen, ist grauenhaft und wird immer auch mit einem didaktischen Zeigefinger hervorgebracht. Der Persönlichkeitstypus der heutigen jüngeren Ethnologen ist anders als bei uns damals. Die Moderne schafft keine Originale mehr, sondern einen weichgekochten, stromlinienförmigen Durchschnittstypus. Der hat in der akademischen Konkurrenz die besseren Chancen auf Erfolg, aber er ist fad und uninteressant.

Würden Sie, retrospektiv gesehen, heute etwas anders machen in Ihrem Leben?

Ich bin jetzt sechsundsechzig Jahre alt und habe drei Kinder. Was ich rückblickend an meinem Leben kritisieren würde, ist die Tatsache, dass ich nach meinen Maßstäben zu aufmüpfig, zu wenig demütig war. Eigentlich hätte ich es gern gesehen, wenn ich anständiger gewesen wäre. Im Nachhinein betrachtet bin ich in vielem doch recht egozentrisch gewesen und irgendwie hätte ich mir eine sozialere Einstellung gewünscht. Ich meine, ich bin zwar kein Karrierist, doch immer nur so selbstüberzeugt und unbeirrt meinen Weg zu gehen, das war nicht nur positiv. Meine Kinder haben meine Frau und ich darum auch anders erzogen, an den Anderen interessierter und menschenfreundlicher. Eine meiner Töchter studiert in eine ähnliche Richtung wie ich damals, sie hat ihren Magister in Ur- und Frühgeschichte gemacht und promoviert gerade in Basel, mit einer eher ethnologischen Arbeit. Meine jüngste Tochter studiert Religionswissenschaft in Heidelberg.

Ist Ihre Generation damals ebenso große Risiken eingegangen wie heute?

Objektiv ja, subjektiv nicht. Ich selbst bin zum Beispiel nur durch Missverständnisse oder glückliche Umstände Professor geworden, eigentlich war das ja eher unwahrscheinlich. Mir erschien das aber immer stringent und selbstverständlich, so wie auf den Herbst der Winter folgt. Ich würde das Fach auch wieder studieren – ich hab zwar immer vieles nebenbei gemacht, aber langfristig gesehen ist die Ethnologie doch am interessantesten und vielschichtigsten, auch wenn ihr so langsam ihr Gegenstand abhanden kommt und sie zu einer historischen Disziplin wird.

Abschließend würde ich gern wissen: Woran arbeiten Sie momentan?

Ich schreibe gerade an einem Buch, welches bald in den Druck gehen wird, es heißt »Die Fahrt der Argonauten«³. Darin untersuche ich griechische Mythen und Legenden darauf, inwieweit sich bei ihnen Spuren einer Fahrt der Minoer in die Nordsee finden lassen. Meine Studenten und ich haben ja einige Hinweise darauf entdeckt, dass die Minoer vor etwa 3300 Jahren dort gewesen sein müssen. Danach höre ich allerdings mit der Archäologie auf. Als nächste Themen schweben mir eine Kulturgeschichte des weiblichen Aktmodells vor, sowie eine Monographie über das Außerkörperliche und Nahtoderfahrungen – ein Thema, das mich seit Jahrzehnten beschäftigt. Das Bücherschreiben ist meine Leidenschaft, und ich werde dem nachgehen, bis eines Tages Freund Hein vorbeischaut.

³ Hans Peter Duerr, Die Fahrt der Argonauten, Insel Verlag, Berlin, 2011.